

Nr. 2231. Wien, Samstag den 12. November 1870

Neue Freie Presse

Morgenblatt

Herausgegeben von Michael Etienne und Max Friedländer

Eduard Hanslick

12. November 1870

1 *Concerte* .

Ed. H. Die Concertsaison beginnt diesmal auffallend früh in Wien und mit allen Anzeichen ungewöhnlicher Fruchtbarkeit. Da in Paris gegenwärtig kein Tummelplatz für Virtuosen und in den deutschen Hauptstädten wenig Aufmerksamkeit dafür vorhanden ist, dürfte die ganze, durch den Krieg abgelenkte Virtuosenfluth sich ihr Bett in gerader Richtung gegen Wien graben. Kein Zweifel, der Musik-Enthusiasmus und der Geldbeutel der Wiener können sich im Jahre 1870 auf manche Probe gefaßt machen. Möchte wenigstens das Sprichwort: „Anfang gut, Alles gut“ prophetische Deutung erlauben, denn ein Anfang mit *Jean* und Becker Leschetizky war der allgemeinen Sympathie gewiß. *Jean* Becker hat, noch schwer betroffen von dem Schicksale Straßburgs, der Vaterstadt seiner Gattin, sich rasch zur Reise nach Wien entschlossen. Seine musikalischen Gefährten, Chiostris und Masi, sind ihm glücklicherweise treu geblieben — Letzterer, der liebenswürdige blonde Cellist, wenigstens so weit, als einem jungen Ehemanne möglich ist. Diese vier „Species“, welche zusammen das unfehlbare Florentiner Quartett bilden, traten nach Jahresfrist gestern wieder vor das Wiener Publicum. Längst gekannt und immer neu willkommen wie die Spieler selbst waren die vorgetragenen Quartette von Mozart, Beethoven und Mendelssohn. Da wir dem Florentiner Quartette noch recht häufig zu begegnen hoffen, wenden wir uns jetzt zu einem anderen Künstlervereine, der, kaum gekommen, uns auch leider schon wieder verläßt: dem Ehepaar . Leschetizky

Der Pianist Theodor hat seine Künstlerbahn in Wien begonnen, wo er vor mehr als einem Vierteljahrhundert als Wunderknabe, später als Jüngling gerechtes Aufsehen erregte. Seit vielen Jahren in St. Petersburg als Professor am Conservatorium angestellt, ein Liebling der dortigen guten Gesellschaft, hat Leschetizky regelmäßig nur zur Sommerszeit Wien im Fluge gestreift, um in Ischl einige Wochen von der Arbeit auszuruhen. Endlich glückte es ihm, einen längeren Winter-Urlaub zu erlangen und in Wien öffentlich aufzutreten. Leschetizky ist uns als gereifter, durchgebildeter Künstler, als vollendeter Virtuose zurückgekehrt. Die gesamte Claviertechnik beherrscht er als Meister; er entfaltet eine perlende Passagen-Geläufigkeit in Weber's Allegro, eine ungewöhnliche Kraft und Sprungsicherheit in Litolff's Concert, eine erstaunliche Octavenbravour in der „Gavotte“ von Silas, einen schönen, tonvollen Anschlag überall. Feuer und Energie, geistreiche, lebhaft Rhythmik schienen uns die hervorstechendsten Eigenschaften seines Vortrages; eigenthümlich ist ihm ein effectvolles Schleudern und Abreißen einzelner Accorde oder Phrasenschlüsse, das er wohlweislich nur am rechten Orte sich erlaubt. Das Glänzende, Pikante seiner Spielweise entfaltet Leschetizky am wirksamsten in Litolff's Symphonie-Concert, dessen charakteristischer Titel: „op. 45 Symphonie nationale“ auf dem Programme nicht

hätte fehlen sollen. Holländische Volksweisen sind es nämlich, welche darin effectvoll und geistreich verarbeitet sind. selbst hat dieses Litolff Concert im Frühjahr 1848 in Wien mit großem Beifall gespielt, in seiner genial ungestümen, überreizten Weise, welche der Composition kaum den gleichen Dienst erwies, wie Leschetizky's reineres und ruhigeres Spiel. Trotz mancher Wunderthätigkeit und Ueberwürze ist uns Litolff's „Holländische“ doch immer als eines der interessantesten und effectvollsten Clavier-Concerte neuester Zeit erschienen. Bei dem großen Mangel an solchen Bravour-Compositionen würden Virtuosen von kühner und kräftiger Art kaum fehlgehen, wenn sie auch mit Litolff's „Eroica“ oder „H-moll-Concert“ (mit dem geistvollen Scherzo) einen Versuch wagten. träumerische Chopin's Des-dur-Nocturne klang uns unter Leschetizky's Fingern nicht einfach und seelenvoll genug; diese Finger hatten zwar technisch Alles aufgeboten, was sich an Klangwirkung und filigraner Feinheit leisten läßt; aber das Ganze war durch Raffinement zerpfückt und erkältet. Solche Auffassung vertrug weit besser Chopin's B-moll-Scherzo, das grauenvollste Nachtstück, welches je den Namen „Scherzo“ trug und aus welchem man mit Talent für musikalische Visionen leicht die „letzte Heine's Nacht eines Selbstmörders“ heraushören könnte. Die hier durch bekannt gewordene, vortreffliche „Derffel Gavotte“ von spielte Silas Leschetizky mit größter Bravour, aber mit übertriebener, den Charakter des Stückes wesentlich alternder Eile. Eine bedenkliche Vorliebe für allzu schnelles Zeitmaß verrieth auch Leschetizky in dem Litolff'schen Scherzo und dem Finale von Weber's Es-dur-Concert. Von schönster Wirkung waren die perlenden Sca-len und zephyrartig geschwellten Arpeggien in letzterem Stücke. In zwei kleineren Genre bildchen eigener Composition („Aveu“ und „Mazurka“) glänzte Herr Leschetizky als geschmackvoller Salonspieler.

Mit großer Spannung sahen wir dem Erscheinen der Frau Anna entgegen. Schwärmen doch die allertheil Leschetizky kelsten unserer musikalischen Freunde so unbedingt für den Gesang dieser Frau, daß sie sich freuen, wenn in Ischl die Sonne wieder einmal ihre Schuldigkeit nicht thut und die Bevorzugten sich im Regenwetter um Frau Leschetizky's Clavier ansiedeln dürfen. In der That scheint uns Frau Leschetizky's Gesang mehr für einen engeren, verständnißvollen Freundes kreis, als für ein großes Publicum im Concertsaal geschaffen. Sie hat nichts Blendendes, weder in ihrer Stimme und Technik, noch in ihrer Erscheinung. Ihre kleine Altstimme besitzt weder Fülle noch Umfang; die tieferen Töne entbehren nicht der Wärme, die höheren wollen vorsichtig behandelt sein. Triller, Passagen, oder was sonst an Virtuosität streift, läßt Frau Leschetizky vollständig beiseite; der Reiz ihres Gesanges liegt also einzig in der charaktervollen, geistreichen Auffassung und Wiedergabe der verschiedenartigsten Lieder. Mit dem Wort „Verständniß“ reicht man hier nicht aus, es hat einen kühlen Beigeschmack und erinnert immer an die geistige Operation des Uebergangs vom Subject zu dem darzustellenden poetischen Object. Bei Frau Leschetizky klingt im Gegentheil Alles völlig selbsterlebt und selbstempfunden, ist getreues Abbild des Gedichtes und der Composition, und doch wieder mehr als das, weil hindurchgegangen und neugeboren durch ein reiches Gemüth und einen seltenen Geist. Das Singen ist ihr wie eine angeborene Sprache, zu welcher sie keiner Vorbereitung, keiner Anstrengung, keines Uebergangs bedarf. Die Leichtigkeit der Tonbildung, die Reinheit der Intonation, die Natürlichkeit der Phrasirung ist bewunderungswürdig; dabei keine Spur von Uebertreibung, von Koketterie oder falscher Sentimentalität. Frau Leschetizky trägt immer ernst und einfach vor und hält sich wie eine Memnon säule. Sie sang in allen Sprachen: italienisch eine zum „Faust“ nachcomponirte Siebel-Romanze von, ein unbedeutendes Stück, mit welchem Gounod Leschetizky nicht viel anfangen konnte. Hierauf einige theilweise deutsche Lieder von Th. Leschetizky, welche, an Schumann lehnend, ohne schöpferische Kraft, wenngleich nicht ohne pikante Einzelheiten sind. Der „Zwiegesang“ entfesselt auf dem Clavier einen ganzen Vogelschwarm, obgleich der Dichter nur „ein Vöglein“ singen läßt; man

könnte das Accompagnement als Etude für sich spielen. Frau Leschetizky sang diese Lieder wahrhaft poetisch, zur Vollkommenheit fehlt ihr nur eine noch deutlichere, schärfere Aussprache des Deutschen. Die Glanzpunkte ihrer Production waren ein russisches „Wiegenlied“ und eine französische Romanze von Charles Lewy: „Je ne vous aime pas“. Solche negative Liebeserklärung ist selten in der musikalischen Lyrik und wirklich nicht allzu musikalisch; Frau Leschetizky trug sie aber mit so liebenswürdiger Naivetät und so geistreicher Nuancirung vor, daß das Publicum nicht müde wurde, zu applaudiren, und offenbar die Wiederholung wenigstens der letzten Strophe wünschte. Es ist eine ziemlich allgemeine, aber nicht lobenswerthe Uebung, daß in Folge der Da capo-Rufe nach einem besonders ansprechenden Stück der Künstler endlich wieder vortritt — um etwas ganz Anderes zu singen, was dann gewöhnlich nicht oder nicht so sehr gefällt. Der Beifall, welchen sowohl Herr als Frau Leschetizky fand, war ein so aufrichtiger und wohlverdienter, daß eine ausdrückliche Anempfehlung ihres zweiten und letzten Concertes (Montag Abends) überflüssig erscheint. Für dieses zweite Concert möchten wir uns eine einzige Aenderung ausbitten, welche nicht die Musik, sondern den kleinen Musikvereinsaal betrifft. Da werden nämlich die Zuhörer mit großartiger Rücksichtslosigkeit wie in ein Sklavenschiff eingepfercht. Nicht nur sind die Bänke so nahe aneinander gerückt, daß man nur in unbequemster schräger Haltung sitzen kann, man quetscht auch noch zwischen jede dieser (sechs Plätze enthaltenden) Bänke und die Seitenwand drei mit „Nr. 7, 8, 9“ bezeichnete Nothfessel, zu welchen zu gelangen und von welchen wieder fortzukommen eine halbe Unmöglichkeit ist. Diese Stühle, von welchen im Nothfalle höchstens zwei neben einander gestellt werden sollten, sind obendrein eine ganz unmotivirte Tortur, wenn (wie es am 6. November der Fall war) die letzten vier bis sechs Bänke ganz unbesetzt bleiben. Es sind uns unmittelbar nach Leschetizky's Concert die dringendsten Beschwerden über diese Unzukömmlichkeit mit der Bitte um Veröffentlichung zugekommen: von Herren und Damen, die auf solchen „Nr.9“-Folterstühlen regungslos gegen eine Wand gedrückt saßen, welche sie nach ihrer Kälte für echten Marmor hielten. Wenn wir jetzt noch unbequemer zu unseren Plätzen gelangen und noch enger sitzen sollen, als im alten Musikvereinssaale, dann sehen wir nicht recht ein, wozu ein neuer gebaut werden mußte.

Noch ein zweiter Uebelstand im neuen Musikverein schreit nach Abhilfe, ein Uebelstand, welcher zwar nicht die Gliedmaßen der Concertbesucher, aber das Interesse der Gesellschaftsmitglieder, ja aller Musikfreunde Oesterreichs nahe berührt. Wir meinen die mangelhafte Unterbringung oder besser Nichtunterbringung des wertvollen *Archivs* und *Museums* der Gesellschaft. Sie bilden nebst der *Bibliothek* eine der kostbarsten Sammlungen von Partituren, Büchern, Autographen, Porträts, Medaillen und alten, seltenen Musik-Instrumenten. Wer diese Schätze, um welche jede Musikstadt Wien beneiden kann, nicht aus eigener Anschauung kennt, kann sich darüber am besten aus der eben erschienenen Monographie von C. F., dem verdienstvollen Bibliothekar und Pohl-Archivar der „Gesellschaft der Musikfreunde“, belehren. „...“ Auf Grundlage der Gesellschafts-Acten bezieht die Gesellschaft der Musikfreunde und ihr Conservatorium arbeitet von C. F. Pohl Wien 1871, bei W. Braumüller. Diese lesenswerthe, streng actenmäßige Darstellung erzählt die ganze Geschichte der „Gesellschaft“ von ihrer Gründung bis auf die neueste Zeit. Urkundliche Beilagen (worin die Correspondenz der Gesellschaft mit Beethoven), ein Verzeichniß aller Gesellschaftsconcerte, aller Lehrer und Schüler des Conservatoriums von 1817 bis 1869, ein „Erinnerungs-Kalender“ etc. machen Pohl's Abhandlung zu einem für den Musik-Historiker unentbehrlichen Nachschlagebuch.

Im alten Musikvereins-Gebäude waren diese Sammlungen zwar in sehr knappem Raume aufgestellt, aber sie waren doch aufgestellt; man konnte dort in wohlgeheiztem Zimmer Partituren und Bücher excerptiren, die Porträtsammlung und die alten Instrumente, diesen unentbehrlichen Hilfsapparat für die Musikgeschichte, besichti-

gen. Als die Hilfe der Regierung und der Kunstsinn der Wien er Bevölkerung aufgerufen wurden zur Herstellung eines neuen Musikvereins-Gebäudes, da war eines der wichtigsten von den angeführten Motiven, daß die kostbaren Sammlungen in bequemer und würdiger Weise eingerichtet und der allgemeinen Benützung zugänglich gemacht werden mußten. Das neue Musikvereins-Gebäude steht seit Jahr und Tag eröffnet, und dennoch befinden sich dort die Sammlungen noch immer im Zustande ärgster Verwahrlosung. Sie sind ebenerdig untergebracht, in einem viel zu kleinen Locale, das überdies feucht und so gut wie unheizbar ist.

In der Bibliothek hält man es vor Kälte keine Viertel stunde aus; die rings an den Wänden aufgestellten Bücher und Fascikel werfen sich bereits und fühlen sich an wie feuchte Leinwand; in den Ecken nistet Schimmel. Um für die Strauß'schen Soiréen Platz zu schaffen, hat man dem „Orchester-Verein“ den für das *Museum* bestimmten Saal eingeräumt; da liegen nun die zahlreichen Oelgemälde in Haufen beisammen, gleich den Gypsbüsten mit fingerdickem Staub bedeckt; da liegen ferner die wertvollen, kaum zu ersetzenden Instrumente in Kisten eingekeilt und ist zu befürchten, daß die zum Theile äußerst zart gearbeiteten alten Geigen jetzt schon durch die Feuchtigkeit gelitten haben. Für die nothwendigsten Bedürfnisse der Bibliothek und des Museums (Anschaffung von Kästen und Oefen, Aufnahme eines Diners etc.) sind bei der Direction consequent „keine Mittel vor handen“. Wir haben alles Mitgefühl für die finanziellen Verlegenheiten, in welche die „Gesellschaft“ durch ihren kostspieligen Bau gerieth; wir tadeln darum keineswegs ihr Bestreben, sich Nebeneinkünfte zu schaffen, sofern der künstlerische Hauptzweck, die statutenmäßige „Hebung der Tonkunst“, darunter nicht leidet. Letztere muß aber doch die erste und wichtigste Aufgabe bleiben. Man darf nicht behaupten wollen, daß in einem großen Musikpalaste kein Raum sei für die Kunstsammlungen, wenn man die dicht angrenzenden Localitäten einem Restaurant vermietet, ja diesem obendrein eine Privatwohnung von sechs bis sieben Zimmern im Hause einräumt. Welch köstlichen, unvergeßlichen Anblick gewährt nicht die Bibliothek und Instrumenten-Sammlung des Pariser Conservatoriums, welche, in geräumigen Sälen wohlaufgestellt, zu immer neuem Besuche lockt! Ihr Werth erreicht nicht jenen unserer Bibliothek, aber ihr Nutzen ist hundertfach größer durch musterhafte Ordnung und bequeme Handhabung. Wozu dienen den Wien er Tonkünstlern die Schätze der „Gesellschaft“, wenn diese auch im neuen Gebäude das Aschenbrödel der Direction bilden, Promenade-Concerten und Gastnahrungen weichen müssen? Es versteht sich von selbst, daß diese Uebelstände im Laufe des Jahres wiederholt und immer dringender der Direction geschildert wurden. Ein Mann von der Sachkenntniß und Uneigennützigkeit hätte wol Gehör verdient, wo Pohl's er im Interesse der „Gesellschaft“ bat und warnte. Nachdem in *diesem* Punkte das Interesse der „Gesellschaft“ ein allgemeines, künstlerisches ist, säumen wir nicht, der vielleicht allzu zarten Stimme Pohl's durch das Sprachrohr der Publicistik die wünschenswerthe Verstärkung zu geben.